

# Was willst Du? Vier Antworten zur Probe

## Sexuelle Distinktion. Jean-Luc Nancy

*Che vuoi?* Was willst Du? Mit dieser Frage wurde das Begehrensthema eröffnet, mit ihr sei es beschlossen. Die erste Probe einer Antwort gibt der Philosoph Jean-Luc Nancy (\*1940) in seinem Essay »L'«il y a« du rapport sexuel« 2001. Der gut 54 Seiten umfassende Text geht auf einen Vortrag zurück, den Nancy Mai 2001 auf Einladung der »École lacanienne de psychanalyse« in Paris hielt. Nancy antwortet auf Lacans Fundamentalsatz »Il n'y pas de rapport sexuel«, ohne einen klinischen Anspruch zu erheben: Der liege nicht in seiner Kompetenz. Ihn, Nancy, interessieren die performativen und pragmatischen Implikationen des Satzes. Er will Resonanzen dazu in sich anklingen lassen. Seiner Annahme zufolge geht der Begriff des Rapport nicht auf Seiendes, auch nicht auf Körper, sondern auf die Separation der Körper, die unter dieser Voraussetzung »in rapport« seien. Der »rapport« ist für Nancy die Unterscheidung selbst, »le rapport n'est rien d'étant: rien de distinct, mais la distinction même«.<sup>1</sup>

Nancy verknüpft die »distinction«, Unterscheidung, mit einem Konzept von Zeit, »temps« und Raumwerdung, »espacement«, das sich der gewohnten Zählbarkeit entzieht: »Mais l'entre-deux n'est aucun des deux: il est le vide – ou l'espace, ou le temps (...).«<sup>2</sup> Mit den Figuren des Sich-Öffnens und Schließens und den Lokalitäten von Interiorität und Intimität bringt er formale Züge ins Spiel und deutet gleichzeitig eine sinnbildliche Ebene der Körperlichkeit an. Der Autor vermerkt in der Spur Derridas, dass reflexive Formen des Verbs wie »se prendre«, sich nehmen, »se donner«, sich geben, »se différer«, sich unterscheiden, »se toucher«, sich berühren, das »il y a« des Rapport zwischen Allo- und Autoerotik anspielen. Das Sagen, »dire«, berührt, weil »la voix«, die Stimme darin wirksam ist.<sup>3</sup> Das begehrende Subjekt habe das Objekt nicht vor sich, »ob-jeté«, so der Autor, sondern erfasse es als Teil der eigenen Bewegung, »son mouvement désirant«, ohne dass das Objekt auf den Selbstbezug des Subjekts reduziert sein soll. Der Bezug »auf sich« bedinge die Alteritätsbildung, »sa mêmeté consiste dans sons alterité«.<sup>4</sup> Das Eigene hängt demnach vom Anderen ab, das aber kein Nullpunkt des Eigenen sein soll, sondern mit diesem in filigranen Formationen vernetzt ist.

Nachdem Nancy das Sexuelle als eine doppelläufige Bewegung des Sich Rückwendens auf den anderen und Sich Separierens vom anderen

1 Nancy 2001, S. 22; vorhergehende Zitate S. 10.

2 Ebd., S. 23; vgl. S. 22; S. 31.

3 Ebd., S. 22 / S. 28–31.

4 Ebd., S. 34 / S. 38.

lanciert hat, »il renvoie à l'autre et il s'en sépare«, schließt er mit einer Perspektive, die Lacans Maxime über den »non-rapport« tendenziell verkehrt. Das Sexuelle der Geschlechter erscheint nicht als Einschreibung eines Rapport, der einer bestimmten Bedingung wie etwa dem Imaginären der Liebe unterliegen würde oder durch sie ermöglicht wird. Das Sexuelle fungiert vielmehr als ko-konstitutiver Ort des Rapport. Das Sexuelle bilde das »*Es gibt* des Rapport«, pointiert der Autor, »*le sexuel est l' 'il y a' du rapport*«. <sup>5</sup> Nancy lässt sich auf ein sprachliches Artefakt, hier das Wort »rapport« ein und trachtet die darin historisch abgelagerten Beziehungsweisen mit zu denken. Gleichzeitig fasst er den Topos des »anderen« streng methodisch auf. Er gestattet ihm nicht, sich von dem Distinktionsverfahren, das ihn hervorbringt, abzukoppeln. Nancy stellt Lacans Forderung: »Damit etwas bedeutet, muß es übersetzbar sein am Ort des Anderen«, quasi in den Akt der Übersetzung hinein. <sup>6</sup> Das Sexuelle tritt als Teil der Bewegung des Trennens und Unterscheidens, »separation«, »distinction« hervor, ohne darin zur Ruhe zu kommen.

Indem Nancy die Topik des Anderen an das Verfahren der »distinction« koppelt, lässt er erkennen, dass die Terme zur Darstellung von Eigenem und Anderen nicht als schon fertig vorliegend vorausgesetzt werden können; auch nicht als ein schon fertig vorliegendes Doppel. Die Verdopplung entsteht im Prozess der Distinktion und ermöglicht es so, einseitige Zuschreibungen des anderen / Anderen nachzuvollziehen und zu benennen. Aber das ist noch nicht alles. Denn wenn das aus fremd- und selbstreferenziellen Verweisungen zusammengesetzte und den Übergang auf die Seite des jeweils anderen – Subjekts, Geschlechts, Begehrens – markierende Doppel schon auf der Ebene seiner Teile als sich verdoppelnd gedacht werden muss, kann die Performanz der Distinktion als produktiv bestimmt werden, ohne bis in den letzten Winkel ausgeleuchtet werden zu müssen; falls das überhaupt realisierbar wäre. Maßgebend sind die Prämissen. Nancy greift mit einem starken Begriff der »distinction« über das Muster zweier als nicht oder gerade doch oder dann doch wieder nur begrenzt einschreibbar schon vorausgesetzter Sexualitäten hinaus. Das Sexuelle erscheint in seiner Lesart als der im Fortgang befindliche Akt des Unterscheidens selbst.

## Geerdete Übertragung. Monique David-Ménard

Die Psychoanalytikerin und Philosophin Monique David-Ménard kritisiert die Gefplogenheit, zwei unvereinbare und dennoch untrennbare

- 5 Ebd., S. 53 / S. 22. Vgl. S. 26. »Le sexuel n'est pas une espèce du genre rapport, mais le rapport a, dans le sexuel, son extension ou son exposition intégrale«.
- 6 Lacan Sem. VIII, S. 297; 19.4.1961.

Positionen einander gegenüberzustellen und daran den Begriff des Allgemeinen abzuhandeln. Gängige Beispiele sind die Figuren Kreon und Antigone bei Sophokles oder Herr und Knecht bei Hegel. Unter dem Einfluss von Leibniz und Frege habe die Theorie der Allgemeinheit sich gewandelt, so hält die Autorin dagegen. Nachdem Frege die erste Zahl der arithmetischen Serie 1 von der Regel getrennt habe, mit welcher der Übergang von einer Zahl zur nächsten konstruiert wurde, habe die Serie der Zahlen statt als Totalität als unendlich bestimmt werden können. »Von nun an sprechen die Mathematiker von einer Menge, nicht mehr wie bei Kant und Hegel von einer Totalität, die immer als die Synthesis der Einheit und der Multiplizität gedacht war«. <sup>7</sup> An diesen Stand, dass nicht mehr zwei »Alle« gegenüber gestellt werden müssen, schließe Lacans »Axiomatik der Sexuierung« an. Die Positionen des Sexuellen als Asymmetrie zu schreiben bedeute, dass dem Vorrecht des Universellen ein Ende gesetzt sei, denn keine Position lasse die andere unberührt. Da »das Element ›Phallus‹ als Referenz im Schreiben für die zwei Seiten der Sexuierung verwendet werden kann«, sei dem Männlichen gleichfalls ein Punkt der Kontingenz und ein »semblant« eingetragen. <sup>8</sup>

Nach diesen zustimmenden Bemerkungen äußert David-Ménard sich skeptisch, ob die »sexuelle Differenz« anhand des axiomatischen Schreibens allein angemessen verhandelt werden könne. Sie sieht es als problematisch an, dass die Praxis der Kur im Argumentationsfeld der formalistischen Perspektive als eine rein empirische Sache abgetan werde. Die Sprache des Patienten und des Analytikers oder der Analytikerin könne in dieser Praxis nicht streng gedacht werden, so zitiert sie das Argument auf formalistischer Seite, dem zufolge allein die axiomatische Logik den Begriff des analytischen Prozesses wiederzugeben vermöge. <sup>9</sup> David-Ménard schätzt es als bedenklich ein, dass dem Begehrensubjekt, das seine Form durch Übertragung und Wiederholung gewinne, in der reinen Logik nur eine negative Bestimmung am Rande des Universellen zugemessen wird. Über die Axiomatik der Sexuierung hinaus müsse eine Theorie der Kur formuliert werden, die die Übertragungswirkung mit einbinde:

»Nur wenn das Liebesleben sich in der Kur ›überträgt‹, erfährt man die Wichtigkeit der Begehrensubjekte, an denen sich der Modus der *Jouissance* verändern kann. Das Moment des ›unerträglichen Objektes‹ fordert einen epistemischen Zutritt, nicht nur einen rein axiomatischen, der den Prozess der Kur immer erst nachträglich beschreibt. Die Axiomatik kommt zu spät hinzu, um den Prozess der Übertragung richtig zu bestimmen (...)«. <sup>10</sup>

7 David-Ménard 2015, S. 96.

8 Ebd., S. 95.

9 Ebd., S. 97.

10 Ebd., S. 98.

David-Ménard schließt mit dem Fallbericht über eine Patientin, für deren »vielfältiges Triebleben« die Axiomatik der Sexuierung offenkundig zu kurz greift. Die Übertragungsphantasie der Patientin auf die Analytikerin habe sich als eine mit Angst besetzte Mutterbindung manifestieren können, woraufhin es der Patientin gelungen sei, ein Objekt zu erfinden und aus der »Todesangst« herauszukommen, erläutert die Autorin. Dies Objekt, so unterstreicht sie, habe mit dem Dispositiv der Übertragung zu tun, sei also kein natürliches Objekt, aber ebenso wenig »das ›Undenkbare‹ jenseits der phallischen Funktion, das alleine die undenkbbare sexuelle Differenz andeuten würde«. <sup>11</sup> Es käme darauf an, die »Theorie der Übertragung« in der Weise zu »erden«, dass sich die verschiedenen Zeiten in der Kur »zu verknüpfen beginnen«. <sup>12</sup>

## Raumforschung. Monique Schneider. Mit einer Notiz zu Judith Le Soldat

Für den Verlust, der im Wunsch am Werk sei, sei »eine neue, bisher unerhörte Übersetzung zu finden«, so ist für das analytische Handeln postuliert worden. <sup>13</sup> Die Psychoanalytikerin Monique Schneider trägt mit ihrer Monographie über das weibliche Paradigma 2004 zur Ermöglichung solcher Übersetzungen bei. Sie überschreibt das 18. Kapitel ihrer Monographie »Le paradigme féminin« 2004 mit der Frage: Gibt es eine Symbolisierung des Geschlechts der Frau? »Y a-t-il une ›symbolisation de sexe de la femme‹?« Eine Antwort deutet sie am antiken Mythos der Psyche und bezüglich der analytischen Praxis mit dem Signifikanten des »supplementären Raums« an. Im Abschnitt »La rêve de la chambre supplémentaire« zitiert Schneider den Traum einer Analysandin, in dem die »chambre« nicht auf die Funktion einer Herberge beschränkt ist, sondern auf »la possibilité de jouir de soi même« verweist:

»Une femme, après plusieurs années d'analyse, découvre en rêve que, dans l'une des pièces de son appartement habituel, ce qui semblait être une cloison marquant les limites du périmètre occupé, se transforme en porte ouvrant sur une chambre. Chambre qui faisait donc partie de l'appartement, mais dont elle ne connaissait pas l'existence«. <sup>14</sup>

»Eine Frau entdeckt nach mehreren Jahren der Analyse in einem Traum, dass in einem der Räume ihrer Wohnung etwas, das einer Scheidewand

11 Ebd., S. 101.

12 Ebd., S. 97.

13 Kläui 2008, S. 93.

14 Schneider 2004, S. 271–179, hier S. 272.

gleich und die Grenzen der besetzten Fläche markiert, sich in eine Tür verwandelt, welche sich auf eine Kammer hin öffnet; Kammer, die also Teil der Wohnung ist, von deren Existenz sie aber nicht gewusst hatte«. (Meine Übersetzung, J.B.)

Die Analysandin habe begrüßt, berichtet Schneider, dass die Scheidewand sich »contre tout logique« zu einem intimen Moment von Räumlichkeit erweitert habe: »Une spatialité se déployant *partes extra partes*«. <sup>15</sup> Der »signifiant-femme« scheint eine Basis im inneren Körperbild gefunden zu haben. <sup>16</sup> Ich führe die Perspektive wie folgt weiter. Unterstellt, dass eine Tochter sich mit einer Mutter identifiziert, die ihr als Repräsentantin der anderen Generation im sexuellen Begehren begegnet, tritt sie in eine spezifische Zeitschleife zwischen den Signifikanten des äußeren und inneren Körperraums ein, deren Ausblendung die konventionelle Analyse in die immer gleiche diskursive Amnesie treibt: Der weibliche Sexus wird in einem auf das Sichtbare reduzierten Feld des Körpersymbolischen »versteckt«, mit der Konsequenz, dass auch das Sichtbare zu keiner alteritären Erogenität findet. <sup>17</sup>

In ihrem Essay über Freuds Traum von Irmas Injektion 1987/1989 liest Schneider Freuds Bericht über besagten Traum mit der Geschichte der Patientin Emma Eckstein zusammen, die infolge einer Fehlbehandlung von Wilhelm Fließ in exzessive Blutungen gerät. Freud trachte ein traumatisches Ereignis durch Auslöschung zu bewältigen, so interpretiert sie unter Hervorhebung des Wortpaars »Blut und Blick«. Im Traum über Irma werde der Blutstrom gelöscht und der aktive Blick der Eckstein auf die Ärzte zum Blick der Ärzte auf die Patientin umgekehrt. Im Bild der Irma bleibe nur das bleiche Aussehen und der zu einer Klage geöffnete Mund der Patientin. Freud folge in seinem Anspruch auf wissenschaftliche Arbeit dem Projekt der Trockenlegung der Zuydersee, lautet ihr Schluss. <sup>18</sup>

Die Psychoanalytikerin Judith Le Soldat (1947–2008) liest Freuds »Irma«-Traum gleichfalls eine »hidden agenda« ab, setzt den Akzent aber anders als Schneider. Le Soldat zufolge sitzt der von Freud kolportierte Traum wie eine Sphinx an der Pforte der Psychoanalyse, ohne dass Freud erkennen würde, wie stark er darin selbst involviert sei: »Ich sage damit, daß Freud im Sommer 1895 ohne jeden Zweifel das Rätsel *des* Traumes entdeckte, nicht aber das Geheimnis seines eigenen Traumes«. <sup>19</sup>

<sup>15</sup> Ebd., S. 273.

<sup>16</sup> Zitat: Lacan, Radiophonie, S. 438.

<sup>17</sup> Lacan Sem. II, S. 346; 8.6.1955: »Von dem, was nicht sichtbar ist, von dem, was versteckt ist, gibt es keinen möglichen symbolischen Gebrauch«.

<sup>18</sup> Schneider 1989, insb. S. 334f.

<sup>19</sup> Le Soldat 1994, S. 20.

Die Szene um Irma als Muster-Traum der Analyse scheine von ödipalen Wünschen ganz unbelastet und zeige sie doch deutlich her, erläutert die Autorin in ihrem *Close Reading* von Freuds Text. Als Freud den Gedanken auffasste, dass jeder einmal in der Phantasie ein Ödipus gewesen sei, habe er die Sagenfigur der *Sphinx* außen vor gelassen. Die unaufgeklärte Wunscherfüllung des Irma-Traumes sei mit der verborgenen Phantasie identisch, woraus die ödipale Sphinx gebildet sei: Raubvogel, Würgen, Frau, Mundöffnung. Auf die Patientin »Irma« und »Freund Otto« im Traum würden zwei Bestrebungen projiziert, welche die mythische Idee der Sphinx spannungsvoll in sich vereinige, die der Träumer jedoch lieber getrennt sehen wolle: den passiven Sexualwunsch und dessen Befriedigung auf der einen Seite, die Drohung und die Schuld auf der anderen. Der Träumer möchte, dass Freund Otto *ihm* die Injektion gäbe. Das Geheimnis des »Irma«-Textes ist laut Le Soldat die unbewusste Identifizierung Freuds mit dem weiblichen Geschlecht, dem anatomischen Organ der Frau, das zu haben er in der Rolle als Textfigur beanspruche, und dessen reale Existenz er zugleich ausschließt. Als begehrte Öffnung zeigt sich laut Le Soldat nicht der Anus, sondern ein phantasmatischer Hohlraum auf dem Unterleibsdamm zwischen Anus und Phallus, Kolpos, deutsch Falte, Scheide, Einbuchtung, der laut dem Befund der Autorin auf den von ihr so genannten unbewussten Kolposwunsch Freuds in seiner Rolle als Textsubjekt und Trauminterpret verweist. Der Verdrängung einer unerträglichen Idee im Traum von Freud entspreche die Erscheinung des unheimlichen Fabeltieres, der Sphinx, im Inhalt der Sage.<sup>20</sup>

Die Lesarten von Schneider und Le Soldat sind bei aller Divergenz darin vergleichbar, dass sie eine verengte Wahrnehmung der Irma-Figur konstatieren. Frauen sollten die »binäre Logik« in den herkömmlichen Paradigmen zur Kenntnis nehmen, aber auch darüber hinausgehen, rät Schneider.<sup>21</sup> Sie führt im Kontext ihres Themas »Blut und Blick« das Motiv der »Blutkammer« in dem Märchen »Fitchers Vogel« an, das ich näher aufgreifen will.

Das Märchen ist mit der »Blaubart«-Erzählung durch das Motiv der weiblichen Gehorsamsprobe verwandt.<sup>22</sup> In der »Blaubart«-Geschichte wird der Heldin von ihrem Bräutigam untersagt, die »verbotene Kammer« zu öffnen, für die er ihr gleichzeitig den Schlüssel aushändigt. Man könnte meinen, dass sie an der Schlüssellochperspektive

20 Ebd., S. 21.

21 Schneider 1989, S. 336f.

22 In der Oper »Blaubarts Burg« 1911 von Béla Bartók scheitert die Heldin weniger an dem Verbot, als an ihrem Bemühen, den Partner von seinem Prüfungszwang zu erlösen: Was man die moderne psychologische Variante des Motivs nennen könnte.

auf ihre Intimität teilhaben soll, aber es ist mehr als das. Die Motivkette »Blutkammer«, »verbotene Kammer«, »heimliche Kammer« ist mit den Angstvokabeln »Schrecken«, »erschrak«, »schreien«, »Angst«, »ihr Herz schlug«, verzahnt. »Eine Zeit lang widerstand sie der Begierde«, erfahren wir, dann wird der Antrieb übermächtig, denn »in dieser [Kammer] ist vielleicht das allerkostbarste verschlossen«. Die Heldin tut das Verbotene: »Da schloß sie auf, und wie die Türe aufging, schwamm ihr ein Strom Blut entgegen, und an den Wänden herum sah sie tote Weiber hängen, und von einigen waren nur noch die Gerippe übrig«.

Der Sexualakt wird als eine Hinrichtung der »Weiber« assoziiert, sofern sie unter dem Verdacht stehen, Kenntnis von der sexuellen Sache zu haben. »Du hast mein Gebot übertreten, und bist in der Kammer gewesen, aber jetzt sollst du hinein, auch wenn du nicht willst«, erklärt Blaubart. Und: »Mein Messer ist gewetzt.« Die Delinquentin wird durch die Brüder gerettet, die sie mit einer Anspielung an den Kreuzestod Jesu herbeiruft: »da schrie sie zum drittenmal in der höchsten Not und aus allen Kräften (...)«. Blaubart stirbt durch die Hand der Brüder und wird in die Kammer wie in sein eigenes Sexualphantasma eingesperrt. Im Motivkreis »heimliche Kammer« und »verbotene Tür« kreuzen sich die Komponenten eines Begehrens, das anscheinend nur in den Rollen von Mörder und Ermordeter oder der Verkehrung zu ermordetem Mörder und überlebendem Opfer erzählt werden kann.<sup>23</sup>

Das Märchen »Fitchers Vogel« nach Jacob und Wilhelm Grimm ist gleichfalls ein *Kammerspiel* im Wortsinn, nur dass die Heldin hier die Akteurin ihrer eigenen Rettung ist. Sie deckt auf, wie sie und zuvor ihre beiden Schwestern in die Gewalt des Hexenmeisters »Fitcher« geraten konnten. Die Betroffenen haben sich dem Verführer gegenüber nicht von sexueller Begierde, sondern von Mitleid lenken lassen, während der Verführer die Verantwortung für sein Sexualleben den Frauen überträgt. Er tritt in der verwandelten Gestalt eines »armen schwachen Bettlers« vor das Haus der Frau, »Er bat um ein bisschen essen«, und bringt sie in seine Gewalt, als sie ihm das Brot reicht.<sup>24</sup> Darauf folgt die rituelle Gehorsamsprobe, wobei der dritten Schwester zu dem Schlüssel noch ein Ei gereicht wird, das sie stets bei sich tragen soll. An dem verräterischen unauslöschlichen Blutfleck auf dem Ei erkennt er sodann, dass sie in dem »großen blutigen Becken in der Mitte« gewesen ist.<sup>25</sup> Doch so weit kommt es im Fall der dritten Schwester nicht. Sie handelt umsichtig, legt

23 Ich zitiere die »Blaubart«-Erzählung nach der Sammlung von Suhrbier 1984, S. 90–92. Nach Auskunft der Herausgeberin wurde die »Erzählung 1802 in die zweite Ausgabe der »Kinder- und Hausmärchen« der Grimms nicht mehr aufgenommen, weil sie zu sehr der Vorlage von Charles Perrault glich; ebd., S. 24.

24 Brüder Grimm 1937, S. 159.

25 Ebd. S. 159.

das Ei beiseite, trennt sich damit ein Stück von der ihr auferlegten Bürde und nimmt sich Zeit für die Raumforschung. Eine Station darin ist der Augenblick einer wundersamen Belebung:

»Als er [der Hexenmeister] ihr die Schlüssel und das Ei gegeben hatte und fortgereist war, verwahrte sie das Ei erst sorgfältig, dann besah sie das Haus und ging zuletzt in die verbotene Kammer. Ach, was erblickte sie! Ihre beiden lieben Schwestern lagen da in dem Becken jämmerlich ermordet und zerhackt. Aber sie hub an und suchte die Glieder zusammen und legte sie zurecht, Kopf, Leib, Arme und Beine. Und als nichts mehr fehlte, da fingen die Glieder an sich zu regen und schlossen sich aneinander, und beide Mädchen öffneten die Augen und waren wieder lebendig.«.<sup>26</sup>

Zerstückelung und Wiederauferstehung des Körpers: Das könnte wohl die zentrale Genießensphantasie des »Blaubart«-Zyklus und seiner Varianten sein.<sup>27</sup> Der Hexenmeister weiß in seiner erschlichenen Hilfsbedürftigkeit nichts von seinem Geschlecht, weil er davon nicht als von einem anderen weiß, während die Frauen in ihm einen Notleidenden sehen, dem gegenüber sie schuldig geworden sind: »Wir Frauen haben ihm die Mutter genommen, als ihr Frausein unleugbar wurde oder allenfalls noch durch ein umso entschlosseneres Leugnen ausgegrenzt werden konnte«. Vielleicht sind sie aber auch in einer affektiven Loyalität mit ihm verschwistert, die dem Gedanken folgt: »Wir, Schwestern, wollen auf unsere Art nichts von der Unmöglichkeit wissen, die der weibliche Signifikant symbolisiert, der Unmöglichkeit nämlich, ins vorgeburtliche Dasein zurückzukehren«.

So gesehen basiert die Gehorsamsprobe auf einer Spekulation: »Ist die Braut bereit, das mit dem Bräutigam geteilte Phantasma über die Mutter als Wesen ohne eigenes Geschlecht und ohne geschlechtliches Begehren zu wahren? Ist sie bereit, auf die Umschrift der allmächtigen maternalen Präsenz in die symbolisch sublimatorische Repräsentanz von Frau und Mutter zu verzichten?« Falls nicht, ist ihr Schicksal besiegelt. Sie wird in die Kammer gehängt, die sie hat inspizieren wollen und die wie zum Beweis für die Unerfüllbarkeit der Probe bzw. als Preis für die versuchte Rückkehr, d.h. der Weigerung, sich mit der »chambre supplémentaire« zu begnügen, mit Leichen gefüllt ist. Die Szene ist wohl auch, eine gewisse Kaltblütigkeit vorausgesetzt, als eine grandiose Überschreitung scheinbar genügsamer Lüste lesbar. Der Hexenmeister

26 Ebd., S. 160.

27 Mit dem »Privattheater der Hysterie« um 1900 und den Studien von u.a. Anna Freud kam ein reges Interesse für die Phänomene des Innen, für geheime Räume, Tagträume, masturbatorische Phantasien und die Übergänge zwischen Wachen und Schlafen auf. (Marcus 2014, insb. S. 114)



verbrennt am Schluss in seinem Haus, während die Frau in einer Vogelmaske, »Fitchers Vogel«, mit unbekanntem Ziel davonfliegt. Die milde Deutung wäre, dass das Märchen vom Anspruch auf eine mechanische, sonderbarerweise oft als volkstümlich oder archetypisch gedeutete sexuelle Erfüllung handelt, wobei die Latenz des Begehrens in die Lakonie des Erzählstils verschoben zu sein scheint, den die Grimms zu pflegen wussten.

## »Übergangsakte, Übergänge«. Olivier Flournoy

Schon ein winziger Abstand, »un petit écart«, könne einen Diskurswechsel, »changement de discours«, auslösen, lautet ein Kommentar zum Begehrenskonzept nach Lacan: »Le désir, c'est toujours cela! *On est en train de changer de discours et, alors, on est dans un moment analytique*«. <sup>28</sup> Ein Diskurswechsel ist weder ein absoluter Bruch noch eine bruchlose Kontinuität. Eher gleicht es einer Fahrt, während der, wie Derrida schreibt, ein Ufer auftaucht und sich als Repräsentanz des anderen gleich wieder entzieht: »Car la rive, entendons l'autre, paraît en disparaissant à la vue«. <sup>29</sup>

Der Psychoanalytiker Olivier Flournoy (1925–2008) grenzt die »Übergangsakte, Übergänge« des Strukturprozesses gegen den »passage à l'acte« ab, der die spezifische »Zeit der Analyse« verkürzt. <sup>30</sup> Sein Ausgangspunkt ist die »Theorie des Phantasmus' des mangelnden phallischen Elternteils«, eine etwas umständliche Formulierung, die besagt, dass ein Elternteil die symbolische Stellung hält, solange das heranwachsende Subjekt den Übergangsakt nicht absolviert hat. Unter »mangelnd« versteht der Autor eine Haltung, die sich der obszönen Komplizenschaft verweigert, und also »gerade nicht auf den geäußerten Wunsch antwortet, oder der darauf in einer Weise antwortet, die eine andere als die ist, die die erhoffte Befriedigung verschafft oder sie verweigert«. <sup>31</sup> Vermöge der »anderen« Antwort könne der Mangel auf die unveräußerliche Alterität des Begehrens hin überschritten werden. Der Mangel sei hinfort »das Zeichen, das den Wunsch markiert, ein begehrendes Wesen zu

<sup>28</sup> Freymann 2005, S. 81.

<sup>29</sup> Derrida 1986, S. 15 (»Parages«).

<sup>30</sup> Zitat: Flournoy 1989, S. 104; S. 17; vgl. S. 178: Der Übergangsakt bedeute für den Analytiker den Beginn der Zeit, »aus der er ausgeschlossen sein wird«, also den Beginn des regulären Ende einer Analyse. Der Übergang zur Tat hingegen bedeute den Verzicht darauf, »die Handlungsmacht vereinbarungsgemäß an die Zeit zu delegieren,« also Verzicht auf die »Zeit der Analyse« (S. 88).

<sup>31</sup> Flournoy 1989, S. 77 Anm. 2; vgl. S. 85; S. 164.

sein, und nicht nur einen Wunsch, das zu haben, was der Analytiker vermeintlich besitzt«. <sup>32</sup>

Flournoy kreist eine Dynamik ein, die den Analysanden vom Bann der ödipalen Phantasmen lösen soll: Ein »Abenteuer«, wie er sagt. <sup>33</sup> Der analytische Akt fungiere als ein »Intervall zwischen zwei verschiedenen Zeiten, ein Intervall, das höchstens über die mit der Zeitlosigkeit des Unbewußten sinnverwandte oder übereinstimmende Augenblicklichkeit faßlich ist«, was abgekürzt heißt, dass er »nur im Augenblick erfaßbar ist, wo er sich ereignet«. <sup>34</sup> Flournoy ist um eine zeitliche Perspektive auf die ödipale Position bemüht, in welcher der Mangel weniger als die Grundlogik des Begehrens denn als die zu transzendierende Stelle darin fungiert. Ausgang aus der »Kastrations- oder Vernichtungsangst« bedeute Übergang in eine »ungewisse Zukunft«. <sup>35</sup> Die Besonderheit des Begehrens könne darin lebendig bleiben, denn wer die eigene Geschichte durchschritten habe, werde von nun an wissen,

»daß er, ob er es will oder nicht, den Körper eines auf seine Weise sexuellen Kindes bewohnt, das von zwei Eltern, von zwei Erzeugern stammt, und daß einer dieser beiden mit dem Geschlecht ausgestattet ist, das er selbst nicht hat. Er wird es nicht mehr nötig haben, seine besten Kräfte darauf zu verschwenden, ein gewisses Mysterium aufzuklären, ein bestimmtes, allen Menschen gemeinsames Mysterium. Frei, seinen Weg nach seinem Gutdünken zu suchen, auf seine Weise zu handeln und dabei in vernünftigem Maß, d.h. durch Denken der Anderen Rechnung zu tragen, frei, sich die ewigen Fragen zu stellen, die den Menschen plagen, oder aber es sein zu lassen. Darunter der fragende Wunsch zu wissen, warum zwei Menschen sich einmal begehrt haben, deren Begehren ihn selbst zur Folge hatte«. <sup>36</sup>

»Besteht das Ziel der analytischen Kur nicht genau darin«, fragt Kristeva, »dem Analysanden seine spezifische Einzigartigkeit zu offenbaren und damit die Kreativität zu fördern, welche das beste Kriterium für den Abschluss einer Analyse zu sein scheint?« <sup>37</sup> Der Diskurs der Analysanden

32 Ebd., S. 180. Vgl. S. 126 und das Vorwort.

33 Ebd., z.B. S. 152.

34 Ebd., S. 176 / S. 142. Anm.: Hier lohnte ein Vergleich mit Lacans Konzept des analytischen Akts, das eine Veränderung des Wissens impliziert. Lacan bezieht den Akt auf das als »cause du désir« aus dem Symbolischen gefallene Objekt *a*, wobei das Reale in einer gewissen Synchronie mit dem Gesagten des Diskurses zu sein hätte. (Lacan, Radiophonie, S. 410; S. 419; S. 444)

35 Ebd., S. 177f.

36 Ebd., S. 67f. Vgl. S. 126.

37 Kristeva 2014 / 2006, S. 48.

ist die Probe auf die Kreativität einer Deutung. Das Phantasma der Kastration zum Beispiel kann als Allegorie eines *unmöglichen* Verlusts entziffert werden: »Die Mutter hat verloren, was sie nie hätte verlieren dürfen (mich), auch wenn sie es genau genommen nie besessen hat, so wenig der Vater es je besaß. Und doch: Indem ich mich an die Stelle dieses Verlusts projiziere, kann ich mich als getrennt imaginieren, ohne mich der strukturellen Entzogenheit des Objekts ausgesetzt zu haben.« »Bejahung des Phallus oder Sieg des Autoerotismus«, kommentiert Flournoy diese imaginäre Position.<sup>38</sup>

Der Glaube an die Kastration könne durch die Erfahrung der Kur als solcher entdeckt werden und in einer Art Erwachen verblassen, so bringt der Autor seine Sicht auf den Punkt.<sup>39</sup> Die Kastration mit ihren Begleitaffekten Neid und Angst verdecke einen Wunsch, konkret den Wunsch des Mannes, eine Frau für einen anderen Mann zu sein, den Wunsch der Frau, ein Mann für eine andere Frau zu sein. Dieser Wunsch könnte analytisch erkannt werden, ohne dass daraus eine neue Glaubenseinstellung entstehen müsse. Die Fixierung an den genannten Glauben werde durch eine andere Art zu denken abgelöst, so prognostiziert Flournoy:

»Von dem Zeitpunkt an, wo man sich in der der beendeten Analyse nachfolgenden Zeit befindet, wird sich das, was die Analyse gekennzeichnet hat, nämlich die Verleugnung der Kastration, die sich in Form von Angst und oder deren Abwesenheit, oder in Form von Angst vor der Feminität und von Penisneid ausgedrückt hat, jetzt mittels eines Denkens ausdrücken, das zum Gebrauch des bejahenden Modus fähig ist.«<sup>40</sup>

Mit dem »bejahenden Modus« des Denkens tue sich den Analysanden eine »neue Zeit« auf:

»Aber wie dem auch immer sein mag, ist der Übergangsakt einmal vollzogen, dann tauchen die Subjekte in eine neue Zeit ein, die nicht mehr diejenige der Analyse ist, und werden Subjekte ohne analytische Eigenschaften, werden Subjekte, in der sie zu ihrem Unglück vereinigenden oder trennenden phallischen Leidenschaft entledigt sind. Lebens- und Todestrieb, Träume des ödipalen Wahnsinns. Sie sind bei einem letzten Versuch ihrer Verwirklichung vergangen, um dem Leben freie Bahn zu geben, dem Leben, das Traum, Begehren und Leidenschaft erlaubt und das dem Tode vorangeht.

Im Gegensatz zu den unheilvollen Folgen des Übergehens zur Tat, des Agierens, gilt der Übergangsakt also dem nicht befriedigten Begehren,

38 Flournoy 1989, S. 140.

39 Ebd., S. 67.

40 Ebd., S. 64. Vgl. S. 67 u. S. 55.

das jedoch seinen Bezug zum Ödipuskomplex verloren hat. Der Analytiker wird es als etwas würdigen, das, wenn nötig, nur im Kontrast zur Theorie zu erklären ist. Im Übergangsakt drückt sich der Wunsch des Menschen oder des begehrenden Menschen, sein innigstes, tiefes, oder – wenn man so will – heiliges Wesen schlechthin aus (...)«. <sup>41</sup>

Der Autor zielt mit diesen Überlegungen auf eine »unveräußerliche Alterität« und führt zu ihrer Erhellung die Gedankenfigur des »offenen Signifikanten« an: »Die Frau für den Mann, der Mann für die Frau, die Eltern für das Kind, das Kind für die Eltern, das sind die dem Übergangsakt eigenen Signifikanten.« <sup>42</sup> Als Beispiel zitiert er einen Analysanden, in dessen Redeschwall sich unerwartet und gänzlich undramatisch ein einzelner Satz eingemischt habe:

»Nichts klappt mehr, nichts gelingt ihm mehr, sein Leben besteht nur noch aus Leiden, seine Analyse tritt auf der Stelle, die Leute fangen schon an zu reden, was für ein Zeitverlust, Geldverschwendung, sein Analytiker hilft ihm nicht; wozu dient das alles usw., usw. ... Und dann plötzlich und ohne jeden Übergang heißt es, ›Papa ist so nett zu mir, er findet, ich hätte mich verändert‹, und schon geht die Litanei weiter. Der Analytiker ist verblüfft. Diesmal ist er es, der während des Zeitraums eines Augenblicks nichts mehr versteht, da sich psychoanalytisch nichts mehr verstehen läßt. Übergangsakt, bei dem die Sprache informativ geworden ist.« <sup>43</sup>

Der Übergang von der Litanei in die Parenthese und wieder zurück vollzieht sich »ohne jeden Übergang«, wie Flournoy sagt, und wie hinter dem Rücken des Patienten, so als sei nur eine Parenthese, wörtlich: Klammer, Einschub, Nebenbei Gesagtes der Hemmung gewachsen, die Karl Valentin einmal so umschreibt: »Mögen hätt' ich schon wollen, aber dürfen hab' ich mich nicht getraut«.

In meiner Wahrnehmung können auch die aus einer unaufgeregten Überzeugtheit heraus gesprochenen Sätze eines Subjekts in Analyse den Eindruck erwecken, »es bereits gewusst zu haben«: Weniger als lässige Geste oder trotzig Selbstbehauptung denn als Zutun einer Stimme, die unhörbar schon mitgedacht hat und jetzt die Zeit für ihren Auftritt gekommen sieht. So folgt zum Beispiel auf eine von mir als kühn eingeschätzte Deutung, kühn, weil von existenzieller Tragweite, die beiläufige Reaktion einer Analysandin: »Natürlich ist das x oder y.« Als sei völlig klar, was vorher außerhalb jeder Vorstellung schien. Ein nachträglicher kleiner Lachreiz sagt mir: Da muss etwas sein, das sein Spiel mit uns

<sup>41</sup> Ebd., S. 127.

<sup>42</sup> Ebd., S. 177 / S. 126.

<sup>43</sup> Ebd., S. 171.

treibt. Es geschieht dann auch, dass die geäußerte Zustimmung in der nächsten Sitzung wieder vergessen ist. Neuer Versuch. In anderen Momenten zeigt ein ruhiges, präsentenes Schweigen ohne Grübeleien an, dass ein Subjekt sich anders zu verorten hofft als nur im Umfeld des Traumas oder möglichst weit entfernt davon. Oder es trachtet die Entfremdungszustände, unter denen es leidet, nicht nurmehr auszuhalten, was immerhin ein Anfang ist, sondern greift aktiver in das Material ein. Unter Umständen erfindet es neue Ansprüche hinzu, die in einer Weise gewitzt sind, als habe das Unbewusste einen Intensivkurs Rhetorik besucht, so dass sich unwillkürlich die Frage aufdrängt, ob das Begehren überhaupt eine andere Sprache hat als den Anspruch. Das Subjekt lässt die Abstände zwischen den Rückfällen größer werden, die trotzdem nicht ausbleiben. Neuer Versuch.

Die Redekur leistet, was sie leisten kann: Belastende Prägungen wenigstens so weit zu entdämonisieren, dank der Worte zumal, die nicht umhin können, menschliche Nöte bestmöglich einzukleiden, dass das Subjekt hellhörig für den eigenen Diskurs wird und zu einer Gefasstheit oder Bewegtheit findet, in der die Emanzipation vom Symptom sich ankündigen mag. In welchem Augenblick beginnt dieser Prozess genau?

Wahrscheinlich dann, wenn »es zu einer Verbindung des aktuellen Konflikts mit den phantasmatischen Bildungen kommt, die sich um die Spuren der Vorzeit herum ranken«. <sup>44</sup> Und wo hört er auf? Mit dem Rauschen aufhören sei gar nicht so schwer, er habe es selbst schon hundertvierzig mal gemacht, so soll Mark Twain einmal haben verlauten lassen. Anscheinend kann man es auch im Nicht-Aufhören zu einer gewissen Meisterschaft bringen. Die andere Option ist, Aufhören als ein Schließen in unleugbarer Stringenz zu begreifen. Vom Standpunkt des Analytikers her ist das so kommentiert worden: »Der Analysant wird nun seinen weiteren Weg ohne ihn gehen können«. <sup>45</sup> Nicht ohne Begehren im Gepäck, hoffentlich, und wenn möglich einem luziden Begehren, luzide nicht, weil es dem Trieb entsagt hätte, sondern weil es den »Übergangsakt« vollzogen hat.

## Was zum Schluss noch bleibt

Begehren: Unter diesem Titel hat sich uns der Begriffskreis von Kluft, Entzug und Verlust aufgetan und in die Anagramme von Lust- und Verlustursache hinein verzweigt. Die Anagramme leihen dem Begehren einen Algorithmus, den man ein »savoir faire« mit dem Entzug nennen könnte, wenn es denn einen festen Ort oder wenigstens einen exakt

<sup>44</sup> Kläui 2008, S. 151.

<sup>45</sup> Ebd., S. 210.

festlegbaren Übergang dafür gäbe. Die Deutung stößt auf eine formale Restriktion, die sie überraschenderweise nicht verkürzt, sondern ihr gerade einen Freiraum öffnet. Sie sieht sich an die diskontinuierliche zeitlich räumliche Entfaltung der Stimmen, Symptome und Affekte gebunden, die im Analysegespräch auftauchen und sich darin verdichten können. Ein feines Netz von Spuren markiert eine meta- und transkategoriale Ebene im Feld der Knoten, Symbole und Signifikanten, deren Grenzen es zugleich übersteigt: Auf das jeweils andere hin.

Das Objekt des Begehrens ist vom Mal dieses anderen geprägt, dem einzigen »einzigen Zug«, der schon im Anfang mit sich entzweit ist, so scheint es. Das bedeutet nicht, dass das begehrende Subjekt von der Verantwortung für das je eigene Wollen befreit wäre. Im Gegenteil, gerade weil es nicht genau weiß, was das für ein Objekt ist, von dem her es denkt, ist das Subjekt genötigt, auf die Botschaften von dort zu achten: »Es gäbe keine Verantwortung ohne dieses *Zuvorkommen* der Spur«, und selbst im Versuch die Verantwortung auszustreichen, »muß ich sie noch oder bereits gegenzeichnen«. <sup>46</sup>

So kann sie denn noch etwas präzisiert werden, die Beobachtung von Alenka Zupančič, laut der ein materiell effektives Wort den signifikanten Überschuss erzeugt, der die unbewusste Struktur auf eine neue Subjektivierung hin in Gang setzt. Der Überschuss rührt aus der Transitionsbewegung der Spur, die vor keinem kategorialen Feld Halt macht und sämtliche Felder, auch aufeinander hin, überschreitet. Wenn es dem Subjekt gelingt, sich unter diesem Schub ein Stück von dem Pfad zu lösen, der es in die immer gleiche Wendung treibt, kann der Algorithmus des Genießens rekonfiguriert werden. Denn nun tut sich eine Wiederholung auf, die eine konkrete Genugtuung für das Subjekt mit sich bringt. »It is the signifier that kills the (compulsive) repetition because it successfully repeats its enjoyment«. <sup>47</sup> Die Autorin resümiert diese Wende als »the dead end of signification, its ›*ab-sense*««. <sup>48</sup>

Abdrift des Bedeutens, »*ab-sens de signification*«, ist eine Wendung des späten Lacan. <sup>49</sup> Warum jedoch »dead end«, Sackgasse?

Ich ziehe die Formel: Wo der Tausch aufhört vor. Sie verbindet das strukturelle Entzogensein des Objekts mit der Spur seiner erogenen Wirkung, die das Begehren in bestimmten Schwellenmomenten »zu sich« als zu seinem intrikaten *allos* kommen lässt. Darin klingt halb schon eine Antwort auf die Frage mit an, worin die Genugtuung des Begehrens besteht; was es als begehrenswert in sich selbst erscheinen lässt. Wo der Wunsch in der Theorie Freuds die Wiederkehr des Befriedigungserlebnisses

46 Derrida 2014, S. 56 (»Wie nicht sprechen«).

47 Zupančič 2017, S. 177.

48 Ebd.

49 Lacan, L'Étourdit, S. 481.

anstrebt, fügt das Begehren dem die Quintessenz des *Che vuoi* hinzu, die sich als Überschneidungspunkt heterogener Momente darlegen lässt. Die reale Präsenz des Objekts ist mit seinem Entzug in die symbolische Repräsentanz konstitutiv überblendet. Vom Objekt her denken: Das ist der Leitsatz für eine Analyse, die auf dem Grat dieser Überschneidung wandelt, wie er wohl überhaupt der Leitsatz des Begehrens ist. Jedenfalls passt dazu ein Gedanke Lacans, den ich bereits in den Rekombinationen zitiert habe und der hier wiederholt sei. Er lautet: »Das wahrhaftige, echte Objekt [l'objet véritable], um das es geht, wenn wir von Objekt sprechen, ist keineswegs erfaßt, übermittelbar, austauschbar. Es steht am Horizont dessen, worum unsere Phantasmen kreisen. Und dennoch müssen wir damit Objekte machen, die wiederum austauschbar sein sollen.«.<sup>50</sup>

50 Lacan Sem. VIII, S. 302; 19.4.1961 (Übersetzung von mir geändert, J.B.); vgl. Sémin. VIII, S. 285.